Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 22 (1932)

Heft: 52

Artikel: Maria und der Himmelsschlüssel

Autor: Roth, Cécile

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-649045

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

heig vom Seeli här vernoh. Elter Lüt hei bhertet, da sygi öppis nid chouscher u daß das ganze Seeli verhäxet u verzouberet sygi, söll ne niemer wölle cho usrede. So isch es du derzue cho, daß me nah di nah ir ganze Gäged ume prichtet het, es geischteri bim Seeli u göng nid mit rächte Dinge zue. Vo denn ewägg het me em Seeli nume no ds Geistseeli gseit.

Einisch het ömel o ne junge, verwägene Bursch dies u äis vom Seeli vernoh u neue däm Gred kei Gloube chönne schäiche. Er het sich i Chopf gsetzt, ir nächschte heilige Nacht wöll er däm Wäse gah abluuße u gschoue, ob öppis a där Sach sygi oder nid. D'Chrischtnacht het er fasch nid möge erwarte. Vo Tag zu Tag het ne dr Gwunder bibilängerschi meh plaget.

Aendliche isch d'Wiehnecht cho. Churz vor Mitternacht isch er zum Gadepfäischterli use gogeret, het süferli gmacht, daß ne niemer ghöri, isch über ds Löibli tychet u wie ne Chatz über d'Stäge ache gschliche. Ersch überunne het er d'Holzböde agleit, isch nachhär dür d'Hoschtet us gschuehnet u gäg em Seeli ache gstampfet.

Dr Mon isch über em Wald gstande u het i eim furt vo sym chalte Liecht uf d'Aerde ache gschüttet. Dr Schnee het glitzeret u glänzt, u mi hätt chönne meine, d'Aengel heige i dr Nacht hampfelewys Diamante u angere choschbare Züg über d'Matte gstreut. Dr Bursch isch wytersch gange u isch nach eme Wyli zum Seeli cho. Dert het er sech süferli hinger ne Studere glah, het d'Chappe töifer i ds Gsicht drückt, d'Händ i d'Hosesecк gstungget u wie ne Sperber gäge ds Seeli gspanyflet. D' Chelti het sich nah di nah dür d'Bchleidig glah, u es het ne afah früüre u tschudere. Er het nüd bsungersch chönne gseh u het scho dra däicht, für ume heiz'gah. Jetz isch's ihm uf ds Mal gsy, wie we wyt i dr Ferni e Glogge tät lüte. Fyn u dünn wie ne Silberfade si d'Tön über ds Wasser cho. Er het glost u glost. Bilängerschi dütlicher isch ds Glüt worde. Ungereinisch het ds Wasser afah wälle, u us dr Töifi ueche si siebe Wasserjumpfere gstiege. Schneewyß Mäntu hei sie anne gha, ds wällig Haar isch ne übere Rügge ache ghanget u ne njederi hat ir Hand es brönnigs Cherzli trage. Ds Wasser het guldig ufglüüchtet u tuusig Stärndli hei sich drinne gspieglet. Die siebe Seejumpferi hei es Liedli gsunge u si gäge ds Ufer zue träppelet; drnah si sie obsigzue gstöffelet u hei am Waldrand still gha. Bi me ne junge, verschneite Tannli si sie bliebe stah, hei ihres Liedli z'Aend gsunge u hei nachhär e Huffe schneewyßi Cherzli uf ds Tannli gsteckt u se drnah azündet.

Dr Bursch hinger dr Studere het nid chönne gnue luege. Ds Härz het ihm lut toplet, u er hätt em liebschte gholfe mitsinge. E settegi Pracht! I eim furt het er müesse stuune, u er het drby syner chalte Füeß ganz vergässe.

Uebere Wald y si fyschteri Wülchli cho z'ryte. D'Cherzli si scho fasch ganz ache brönnt gsy, u wo d'Wasserjumpferi wieder es früsches Liedli agstimmt hei, isch es Flöckli süferli cho z'sägle, druf es zwöits, es dritts u nachhär het's afah schneie, was es het möge. Eis Cherzli um ds angere isch erlösche; ds Liedli het ustönt, dr Liechterglanz am Waldrand isch uf ds Mal vergange gsy, u die siebe schön Jumferi si ume über ds Högerli ache em See zue gstöffelet. Ungereinisch si sie verschwunde. Mi het se niene meh gseh.

Langsam isch dr Bursch heizue trappet. Süferli isch er ume ds Stägli ueche tüsselet u dür ds Gadefäischterli yche gstiege. Die längscht Zyt het er nid chönne yschlafe; gäng wieder het er a die siebe schöne Meitschi u a die viele brönnige Cherzli müesse däiche, u es isch ihm gsy, wie we sys Härz no ganz voll Liecht u Glanz wäri.

Zum Nachdenken.

Gebet führt halben Wegs zum Paradies, die Stärke
Des Glaubens klopft ans Tor, das auftun Liebeswerke.

Fr. Rückert.

Christlieder.

Von Kurt Bock.

Nun springt das Brünnlein Liebelob
Aus Schutt und dürrem Stein,
Der Rabenschrei stirbt fern im Wald,
Nun woll'n wir fröhlich sein.

Die Lichtlein brennen allzumal,
Die Schatten sind dahin, —
Nun gib mir deine sachte Hand,
Da ich geborgen bin.

Die große Glockenmelodie
Schwingt über aller Not,
Es fällt ein linder Himmelstau
Und schneiet rosenrot.

*

Nun springen Rosen aus dem tiefsten Schnee
Und kühle Flocken huschen weich im weichen Wind,
Nun blühet Loblied aus verwelktem Weh
Und jede alltagsharte Hand liebkost uns lind.

Es rieseln ferne Flöten klar im Tau,
Wie sanfte Quelle ihr verschämtes Glück erzählt,
Und Gott verströmt im endlos weiten Blau:
Seit wir gewißlich aller Ewigkeit vermählt.

*

Still ist das Kreuz zerfallen
Wohl zu der halben Nacht,
Aus starrer Dornenkrone
Wildrosen sind erwacht.

Nun hat der Heiland wieder
Den Schritt zu Tal gelenkt,
Die Menschen lächeln gütig —
Christ hat sich neu geschenkt.

Maria und der Himmelsschlüssel.

Sage vom Schlüsselblümchen. Erzählt von Cécile Roth.

Es war einmal ein armer, rechtschaffener Mann, der es trotz allem Fleiß auf keinen grünen Zweig brachte. Als nun der bittere Winter kam, hatte er nicht einmal mehr Arbeit. Was war da zu tun? Sein Weib und seine Kinderchen hungerten und froren, und wußten sich gar nicht zu helfen vor lauter Jammer. „Der Herrgott wird uns schon helfen", tröstete der Mann; nahm Abschied von Frau und Kindern und machte sich auf den Weg zur Stadt; dort hoffte er Arbeit zu finden.

Weit war der Weg; mühsam, die von tiefem Schnee bedeckten Straßen, und der Hunger zwickte ihm den Magen und tat weh. Aber die Hoffnung hielt ihn aufrecht. Endlich erreichte er die Stadt, die große, graue steinerne Stadt. Dort ging er von Tür zu Tür, klopfte an, bat um Arbeit, klagte den fremden Menschen sein Elend, aber es war alles umsonst; denn die Leute hatten selber keine Arbeit. Niemand erbarmte sich seiner, niemand gab ihm Arbeit. Seine Not war so groß, daß ihm die hellen Tränen über den Bart liefen und er ganz verzweifelt war. Todtraurig kehrte er der Stadt den Rücken und trottete durch herrlichen Winterwald, über verschneite Wiesen und vereisten Feldwegen der Heimat zu.

All die glitzerige Pracht, die märchenhaften Wunder des Winters sah er nicht. Wie wäre es auch möglich gewesen? Er hatte ja nichts heimzubringen als Mutlosigkeit und bittere Enttäuschung! Auch sein Gottvertrauen war beinahe geschwunden.

Er lief und lief, die Augen immer zu Boden gesenkt, in trübsinnigen Gedanken versunken. Er kam an einem

Schloß vorbei; und als er so der Schloßmauer entlang schritt, erblickte er plötzlich, mitten aus Schnee und Eis hervorblühend, ein kleines goldgelbes Blümchen. Ach, wie das leuchtete, und wie das bescheidene Blümchen den armen Mann erfreute! Sein Herz taute auf, er bückte sich, brach behutsam das gelbe Schlüsselblümchen ab und steckte es auf seinen Hut. Er wollte es seiner Frau und seinen Kinderchen heimbringen, war doch heute Heiliger Abend, und hatte er ihnen ja sonst nichts zu schenken.

Weiter ging er die verschneite Straße entlang und freute sich über das reinste Himmelswunder; denn je mehr er daran dachte, desto wunderbarer kam ihm das Blümchen vor, das innen wie ein kleiner Schlüssel aussah, und so mitten im kalten Winter golden erblühte.

Bald gelangte er wieder zu einem Schlosse. Zu seinem größten Erstaunen sprang das Schloßtor auf, just als er vorüber gehen wollte, und aus dem Tore kam herfür eine wunderschöne, holde Jungfrau, lieblich und mild wie die Jungfrau Maria selbst. Die schöne Jungfrau winkte den armen Mann zu sich heran und bat ihn stumm, einzutreten. Er trat ein, und erblickte einen Tisch, auf welchem zwei schneeweiße Tücher aus feinstem Linnen ausgebreitet lagen. Auf dem einen Tüchlein aber türmten sich goldene Roggenkörner, auf dem andern volle, pralle Weizenkörner.

Da sprach die himmlische Jungfrau: „Greif zu, nimm von beiden Haufen je eine Handvoll mit", und sie lächelte huldvoll dazu.

Der arme Mann tat, wie ihm geheißen und steckte die Roggen- und Weizenkörner in seine Taschen. Da verschwand die Jungfrau und das Tor schloß sich wieder.

Als nun der Mann schon ziemlich weit gewandert war, bemerkte er zu seinem Leidwesen, daß sein Schlüsselblümchen nicht mehr an seinem Hute steckte. Das schöne Blümchen, das er seiner Frau zu Weihnachten bescheren wollte. Da griff er zu den Körnern in seiner Tasch, und o Wunder! Es waren keine gewöhnlichen Körner mehr, sondern Körner aus schwerem, lauterem Golde!

Die Menschen hatten ihm nicht helfen können, Arbeit gab's keine, aber ein Blümchen hatte er gefunden, das ihm Tor und Schloß aufgetan und ihn zu seinem Glück geführt. Dankbaren Herzens, jubelnd und frohlockend zog er heim zu, heim zu seinen Lieben.

Frau Guxa.

Erzählung von Johannes Jegerlehner. 3

(Schluß.)

Schneller als sie erwartet hatten, war Isidor wieder zurück. Um Mitternacht war er unten im Dorf aufgebrochen und in den ersten Morgenstunden wieder oben bei der Hütte. Er hatte ein Bohreisen mitgebracht, zwei schwere Schlaghämmer, ein Säcklein Pulver und Zündschnur und dazu einen Vorrat von Eßwaren. Mit doppeltem Eifer nahmen sie das Tagwerk wieder auf. Der eine setzte das Eisen an, die beiden andern schlugen im Takte darauf, und sie gönnten sich kaum eine Pause, um Atem zu schöpfen und den Schweiß von der Stirne zu wischen.

So verstrichen Tage und Nächte; Ecke um Ecke des grauen Gesteins wurde losgesprengt, Block um Block geprüft und als wertlos fahren gelassen, sodaß die Sprengstücke polternd in die Tiefe rasselten, dumpf aufschlugen und zersplitterten. Die Bruchflächen zeigten stets dieselben grauen, harten Körner wie die verwitterte Außenseite. Es war klar, das Gold saß tiefer drin im Fels.

„Wenn nur das Wetter hält!" bemerkte Chechino und schaute mit Besorgnis um sich. „Aber der Oktoberwitterung ist nicht zu trauen, plötzlich kann ein Umschlag eintreten."

Der Himmel hatte sein tiefes Blau verloren. Feine Dunstschleier überzogen das Firmament, Nebelwolken fuhren hier und da auf und setzten sich auf den Sätteln und Pässen fest. Der rauhe Wind, der von den Gletschern herstrich, war ein untrügliches Zeichen, daß vielleicht eher, als man erwartete, der Winter ins Tal einzog, um nicht mehr zu weichen. Die Wolkenballen zwischen den Hochgipfeln waren wie vorgeschobene Posten, die vor der kommenden Gefahr warnten. Isidor wußte zu gut, was ein Schneesturm in dieser Höhe bedeutete, und er hatte keine Lust, sich mit der Frau Guxa zu messen. Die beiden Gefährten schauten nicht weniger besorgt nach der Wetterecke und waren derselben Ansicht, daß man bald aufbrechen müsse, um sich in Sicherheit zu bringen.

Aber nicht, ohne den Schatz geschaut und mit dem Golde die Taschen gefüllt zu haben. Wofür hatten sie sich in diesen Tagen müde geschunden und zu Tode geplagt? Sie verdoppelten die Anstrengungen bis in die tiefe Nacht hinein, gönnten sich nur wenige Stunden der Ruhe und waren wieder an der Arbeit, bevor die Nacht gewichen war. In kurzen Intervallen ertönten die dumpfen Hammerschläge, und die Sprengschüsse rollten in vielfachem Widerhall die Hänge entlang.

So verstrichen wieder zwei Tage, und sie merkten es kaum. Der Wind pfiff um die Felsenköpfe und machte am hellen Tage ihre Hände erstarren. Es schien, als ob die drei Abenteurer jeden Sinn für die Zeit verloren hätten. Das Wetter verschlechterte sich zusehends. Die Windstöße wurden heftiger und brachten kalte Regenschauer. Der Regen wurde zu Eis und Schnee, und Oktoberschnee hat Wurzeln. Da endlich! Welche Ueberraschung! Das Felsstück, das sie lösten, zeigte nicht mehr die schiefergraue Körnung, und im Gefels trat ein fadendünner Streifen von gelblicher Färbung zutage. Heiß hingen ihre Augen an dem goldenen Glanze. Die goldführende Ader war bloßgelegt. Sie warfen die Instrumente weg, schauten sich offenen Mundes ins Gesicht und stießen wilde Laute aus. Der Schwarze lachte in roher Lust, schlenkerte die langen Arme und humpelte auf seinem gesunden Fuß hin und her.

Die Goldader war getroffen; aber noch gab es ein heißes Stück Arbeit. Jetzt galt es das Metall herauszubringen.

„Vorwärts, ans Werk!" schrie Chechino und ergriff den Eisenstab. Sie spürten nicht mehr die erstarrten Arme, die steifen Beine, die erfrorenen Hände; sie bohrten und hämmerten bis tief in den Nachmittag hinein. Endlich sprengten sie ein Stücklein weg, durch das ein dünner Goldfaden lief. Sie zerschlugen den Brocken und verteilten die Beute unter sich. Sie wollten sich für dieses Jahr damit zufrieden geben. Viel war es ja nicht, aber an das Wenige knüpfte sich eine große Hoffnung.

Chechino seufzte: „Mir sind die Arme wie gelähmt; jetzt spüre ich es, Teufel! Länger wäre es nicht mehr gegangen!" Sie packten das Werkzeug zusammen und stiegen zur Hütte hinunter, um einen Bissen zu Essen. „Da habe ich etwas zum Doktern für meinen Fuß", klagte Ginochi und hinkte langsam nach. Die Branntweinflasche wurde geleert, und in hastiger Rede ergingen sie sich in den kühnsten Plänen für die Zukunft. „Wenn die Goldader sich als ergiebig erweist, so haben wir unser Schäflein auf dem Trockenen", sagte Isidor. „Aber Zeit ist's zum Gehen!"

Als er den Kopf zum Loch hinausstreckte und den bleiernen Himmel betrachtete, erschrak er. Der Sturm war da und konnte jede Minute losbrechen. Er riet den Gefährten, alles im Stich zu lassen und aufzubrechen. Schwarze Wolken verhüllten das Gebirge, und drinnen im Tale tobte schon die wilde Schlacht. Als sie vor die Hütte traten, wurden sie mit kalten Schauern überschüttet, und Chechino wurde der Hut fortgewirbelt. Sie hielten einen Moment an, unschlüssig, welche Richtung sie einschlagen wollten. Die beiden Italiener waren für den Paß ins Ennetbirgische. Isidor aber fuhr sie an, ob sie von Sinnen seien und ins Verderben rennen wollten! „Talauswärts, und dort warten wir das gute Wetter ab. Und jetzt marsch!"